



Ausstieg aus der Mega- maschine

Text: Fabian Scheidler

Wir leben in einer paradoxen Welt: Um unseren Lebensstandard zu halten, müssen wir ständig mehr konsumieren und wegwerfen. Wenn wir nicht alle paar Jahre unser Telefon, unseren Computer, unsere Kaffeemaschine, unsere Kücheneinrichtung, unsere Schuhe, Jacken und Regenschirme ausmustern und durch neue Produkte ersetzen würden, käme unser ganzes Wirtschaftssystem ins Trudeln. Denn dieses System kann mit gesättigten Bedürfnissen nicht fertig werden.

„Jedes Jahr ein neues Smartphone!“, lautet der Werbeslogan eines Kommunikationskonzerns. Die gespenstische Vermehrung von Möbelhäusern, die so groß wie ganze Stadtviertel sind, zeugt davon, dass wir Betten, Schränke, Tische und Stühle nicht mehr, wie einst, Jahrzehnte besitzen und irgendwann vererben, sondern in immer schnelleren Zyklen verschleifen und wegwerfen. Computer, Handys und andere Elektronikgeräte werden auf Hardware- und Software-Ebene so designt, dass sie nach wenigen Jahren kaum mehr zu gebrauchen sind; und wenn wir einen neuen Drucker kaufen, dann stellen wir fest, dass er ein neues Betriebssystem erfordert, das wiederum auf dem alten Rechner nicht mehr läuft, und so fort. Wir ertrinken in einem Meer von Produkten, die in immer kürzeren Intervallen ihren Geist aufgeben. Zugleich verbringen wir immer mehr Zeit damit, alte Dinge zu entsorgen, neue herbeizuschaffen und unverständliche Bedienungsanleitungen aus dem Internet zu laden. Mit Lebensqualität hat das immer weniger zu tun. Nicht für diejenigen, die in dem immer schneller rotierenden Konsumrad mitlaufen, und noch viel weniger für diejenigen, auf denen der Müll, der am Ende bei alledem herauskommt, abgeladen wird. Doch wer Wirtschaftsnachrichten liest, weiß: Bricht das Wachstum der Binnennachfrage ein, ist das eine Katastrophe. Selbst eine Stagnation auf hohem Niveau bedeutet schon eine Krise – dann sind Arbeitsplätze gefährdet und die Konjunkturmaschine lahmt. Wie aber sind wir in diese absurde Situation hineingekommen? Und wie kommen wir wieder heraus?

Die Inthronisierung des Wachstums

Kapitalismus beruht seit seinen Anfängen in der Frühen Neuzeit darauf, mit allen Mitteln aus Geld mehr Geld zu machen, und das bis in alle Ewigkeit. Doch erst im 20. Jahrhundert waren Güterproduktion und Löhne so gewachsen, dass sich eine Massenkongsumgesellschaft entwickeln konnte, die nach dem Zweiten Weltkrieg – im „Golden Age of Capitalism“ – geradezu explodierte. Westeuropa, Nordamerika und Japan verzeichneten damals zweistellige Wachstumsraten, auf die man heute zum Teil neidisch zurückblickt. Doch Wirtschaftswunder-Nostalgiker vergessen mitunter, dass genau in dieser Zeit die Weichen für einige der absurdesten und destruktivsten Entwicklungen gestellt wurden, die uns heute nicht nur sinnlosen Konsum sondern eine planetarische ökologische Krise beschieren.

Ein Beispiel dafür ist der Boom der Automobilindustrie. Nüchtern betrachtet ist der automobiler Individualverkehr im Vergleich zur Eisenbahn eine ausgesprochen irrationale Erfindung: Er verschlingt ein Vielfaches an Energie; enorme Flächen müssen für den Straßenbau versiegelt werden, die für Landwirtschaft, Wohnen, städtisches Leben und Natur nicht mehr zur Verfügung stehen; jedes Jahr werden allein durch Unfälle mehr als eine Million Menschen weltweit getötet (mehr als in bewaffneten Konflikten sterben) und etwa 40 Millionen schwer verletzt; und er führt in letzter Konsequenz in einen „rasenden Stillstand“, in einen Dauerstau, wie wir ihn von Shenzhen über Mumbai und Rom bis Los Angeles überall auf der Welt erleben. Doch selbst wo man nicht im Stau steht, kommt man mit dem Auto, wie der Kulturkritiker Ivan Illich einst errechnet hat, grundsätzlich nicht schneller als mit einem Fahrrad voran, wenn man die Zeit einberechnet, die nötig ist, um das Geld zu verdienen, das für den Kauf des Autos, für Benzin, Reparaturen, Steuern für den Straßenbau, Versicherungen und Strafzettel gebraucht wird. Trotz der Absurdität des automobilen Systems setzten nach dem Zweiten Weltkrieg praktisch alle Regierungen von Washington über Paris bis Brasilia und Tokio auf eine Strategie des „tout voiture“ („alles Auto“), während zugleich

**Wir ertrinken in
einem Meer von
Produkten, die in
immer kürzeren
Intervallen ihren
Geist aufgeben.**

Wozu stellen wir Dinge her? Was brauchen wir wirklich? Was können wir weglassen?

– besonders in den USA – Auto- und Reifenhersteller systematisch die Zerstörung des öffentlichen Nahverkehrs betrieben. Bis in die 1950er Jahren kauften beispielsweise General Motors, Standard Oil und der Reifenhersteller Firestone unter falscher Flagge in 45 US-Städten, darunter New York und Los Angeles, öffentliche Verkehrsbetriebe auf, um Schritt für Schritt Straßenbahnen und Nahverkehrszüge stillzulegen. Währenddessen wurde das Auto als Symbol von Freiheit und Unabhängigkeit vermarktet, als Inbild des „American Dream“. Der Grund dafür ist einfach: Mit der Einführung des automobilen Systems konnte man jedem einzelnen Bürger eine eigene Karosserie, ein eigenes Antriebssystem und wesentlich mehr Energie verkaufen. Zugleich stellten die öffentlichen Investitionen in das Straßennetz ein gewaltiges Konjunkturprogramm für die Bauwirtschaft dar, das ebenfalls erheblich zur Expansion der Großen Maschine beitrug.

Nun war es aber gar nicht einfach, diese Maschinerie auf Dauer in Gang zu halten. Nach einer gewissen Zeit hatten die meisten Haushalte ein Auto (und auch einen Fernseher, einen Kühlschrank etc.). Da aber die inzwischen geschaffenen Produktionskapazitäten weiter laufen mussten, um aus dem einmal erwirtschafteten Geld wiederum *mehr* Geld zu machen, galt es eine Methode zu erfinden, um die Menschen dazu zu bewegen, diese Geräte immer schneller wegzuworfen und durch neue zu ersetzen. Die Lösung dafür hieß „geplante Obsoleszenz“, also die absichtliche Verringerung der Lebensdauer von Produkten. Das Prinzip war bereits in den späten 1920er-Jahren entwickelt worden, als General Motors, später gefolgt von anderen Herstellern, Autos in Umlauf gebracht hatte, die absichtlich auf Kurzlebigkeit ausgelegt waren. Nach dem Krieg wurde dieses Konzept in fast allen Branchen angewendet. Das Prinzip der Mode, bisher nur im Bereich der Kleidung allgemein verbreitet, wurde mit Hilfe der boomenden Werbeindustrie auf alle erdenklichen Arten von Gebrauchsgütern übertragen, bei denen es zuvor vollkommen unbekannt war, von der Kücheneinrichtung bis zum Telefon. Man kaufte sich nun ein neues Modell, weil es *neu*, weil es *modern* war, nicht weil das alte kaputt war. In einer vom Krieg schwer traumatisierten Gesellschaft gin-

gen die Zwänge der endlosen Kapitalvermehrung auf perfide Weise mit einer zwanghaften Verdrängung des Erlebten einher, mit einer Sucht nach allem, was neu war.

Schon 1928 hatte US-Präsident Hoover vor einer Gruppe von PR-Fachleuten erklärt: „Sie haben den Job übernommen, Bedürfnisse zu schaffen und Menschen in rastlose Glücksmaschinen zu verwandeln, Maschinen, die zum Schlüssel für wirtschaftlichen Fortschritt geworden sind.“ Der Konsumismus als Staatsreligion wurde ergänzt durch ein neues Zauberwort in der Politik: das Wirtschaftswachstum. Zwar ist seit der Entstehung des Systems der endlosen Kapitalakkumulation in der Frühen Neuzeit die permanente Ausdehnung der Geldwirtschaft – und nichts anderes bedeutet „Wirtschaftswachstum“ – zu einer systemischen Notwendigkeit geworden. Aber erst in den 1930er- bis 1950er-Jahren wurde dieses Wachstum volkswirtschaftlich gemessen und nach dem Krieg offiziell zum obersten Staatsziel erhoben. Die Inthronisierung des Wachstums als zentrales Politikziel wurde damals von vielen Ökonomen und Politikern angegriffen. Joseph Schumpeter etwa hielt eine einzige Größe für den Wirtschaftsoutput für eine „Fiktion, die von Statistikern geschaffen wurde“, für „einen bedeutungslosen Datenhaufen“. In einer öffentlichen Rede fasste 1968 der US-Präsidentschaftskandidat Robert Kennedy, wenige Monate bevor er erschossen wurde, seine Kritik an der Wachstumsideologie so zusammen:

„Das Bruttoinlandsprodukt beinhaltet Luftverschmutzung, Zigarettenwerbung und die Krankenwagen, die unsere Straßen von den täglichen Blutbädern reinigen müssen. Es beinhaltet die Sicherheitschlösser an unseren Türen und die Gefängnisse für Menschen, die diese Schlösser brechen. Es beinhaltet die Zerstörung unserer Wälder und den Verlust der Wunder des Lebens durch eine chaotische Zersiedelung. Es beinhaltet Napalm, Atomwaffen und Panzerfahrzeuge für die Polizei, mit denen die Aufstände in unseren Städten bekämpft werden.

Dagegen berücksichtigt es weder die Gesundheit unserer Kinder noch die Qualität ihrer Ausbildung oder die Freude ihres Spiels. Es erfasst nicht die Schönheit unserer Dichtung oder die Intelligenz



Fabian Scheidler

DAS ENDE DER MEGAMASCHINE

Geschichte einer
scheiternden Zivilisation

ISBN 978-3-85371-384-6, br.,
272 Seiten, 19,90 Euro, bebildert

Fabian Scheidler demonstriert die Fortschrittsmythen der westlichen Welt und zeigt, wie die Logik der endlosen Geldvermehrung von Anfang an menschliche Gesellschaften und Ökosysteme verwüstet hat. So entsteht eine faszinierende Gegengeschichte unserer Zivilisation.

PROMEDIA

www.mediashop.at

promedia@mediashop.at

Tel: +43 1 405 27 02 | Fax: +43 1 405 27 02-22

unserer öffentlichen Debatten, es misst weder unsere Weisheit noch unser Mitgefühl. Kurz: Es erfasst alles, nur nicht das, was das Leben lebenswert macht.“

Doch aller Kritik zum Trotz setzte sich das BIP-Wachstum auf der ganzen Welt schließlich als wichtigster Indikator für Fortschritt und „Entwicklung“ durch, nicht nur in der ökonomischen Zunft, sondern auch in der Politik und in internationalen Organisationen wie der OECD. Aus Sicht des Gemeinwohls war diese Wahl letztlich ebenso irrational wie die Einführung des automobilen Systems; in der Logik der Megamaschine, die expandieren muss, um zu existieren, war sie dagegen absolut folgerichtig.

Ausstieg aus der Logik der endlosen Akkumulation

Der Motor der Großen Maschine ist es, aus Geld mehr Geld zu machen, vollkommen unabhängig vom Sinn oder Unsinn der damit verbundenen Tätigkeiten. Aus dieser Logik auszusteigen bedeutet, die Sinnfrage wieder in die Ökonomie einzuführen. Anstatt zu fragen: „Wie können wir *die Wirtschaft* ankurbeln?“ oder „Wie können wir *Beschäftigung* schaffen?“ kehrt sich die Perspektive um: *Wozu* stellen wir Dinge her? *Was brauchen* wir wirklich? Wie können und wollen wir das produzieren und verteilen? *Was können wir weglassen*? Wie wollen wir darüber entscheiden, was und wie wir produzieren?

In der Logik endloser Geldverwertung müssen Hersteller darauf setzen, dass die von ihnen verkauften Produkte möglichst schnell durch neue ersetzt werden. Und Konsumenten müssen letztlich mitspielen, weil es ihre Arbeitsplätze sonst bald nicht mehr geben würde. Doch sobald man anfängt aus dieser Logik auszusteigen und danach fragt, was wir eigentlich brauchen (statt danach, wie wir Wachstum, Profit und Jobs erzeugen können), eröffnen sich vollkommen andere Perspektiven: An die Stelle von Wegwerfwaren können Produkte treten, die auf maximale Langlebigkeit ausgelegt sind; undurchschaubare Baupläne, die mit Patenten geschützt sind, können durch offene, modular aufgebaute Konstruktionen ersetzt werden, die im Prinzip für jeden verständlich und leicht zu reparieren sind. Inspiriert



Fabian Scheidler

arbeitet als freischaffender Autor für Printmedien, Fernsehen, Theater und Oper. 2009 gründete er mit David Goeßmann das Nachrichtenmagazin Kontext TV, das regelmäßig Sendungen zu Fragen globaler Gerechtigkeit produziert (www.kontext-tv.de). 2013 wurde seine Oper *Tod eines Bankers* (Musik: Andreas Kersting) am Gerhard-Hauptmann-Theater Görlitz uraufgeführt.

von den Erfolgen der Open-Source-Software-Bewegung (Linux etc.) ist in den letzten zehn Jahren weltweit ein Netzwerk zur Entwicklung und Herstellung von patentfreier Hardware entstanden, das genau solche Baupläne erarbeitet und frei zur Verfügung stellt. Doch damit solche Ansätze aus den Nischen herauskommen, braucht es einen umfassenden gesellschaftlichen Transformationsprozess. Es geht darum, mit weniger Produkten besser leben zu können, um eine radikale Verkürzung von Arbeitszeiten und eine Umverteilung von Einkommen, darum, das Profitprinzip in unseren ökonomischen Strukturen durch das Gemeinwohlprinzip zu ersetzen. Utopisch? Sicherlich. Aber der Weiterbetrieb der durchdrehenden globalen Megamaschine ist angesichts von Klimawandel, Ressourcenverknappung und Finanzcrashes ebenfalls utopisch. ■

Dieser Artikel basiert auf Auszügen aus dem Buch *Das Ende der Megamaschine. Geschichte einer scheiternden Zivilisation*, das im März 2015 im Promedia Verlag erschienen ist (www.megamaschine.org).

Vom Autor empfohlen:

SACH-/FACHBUCH

André Gorz: *Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie* (Rotpunktverlag, 2009)

ROMAN

Tom C. Boyle: *America* (Deutscher Taschenbuch Verlag, 1998)

FILM

Godfrey Reggio/Ron Fricke: *Koyaanisqatsi* (USA 1982)